

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 95.

Donnerstag, 16. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

12.

Der strahlende Morgen verjagte alle dunklen Gedanken, er füllte sie mit Trost und einer sonderbaren Zuversicht. Das Unrecht an Georg Dollingen war schon wieder gutgemacht worden.

Es konnte ja nicht anders sein. Das Leben verlor seinen Sinn, wenn es anders war.

Sie lief aus dem Hause und wartete gar nicht den Wagen ab. Sie mußte zu ihm gehen, sie mußte ihn sprechen, ihm von ihrer Angst erzählen, die sie um ihn ausgestanden. Sie mußte ihm sagen, daß sie keinen Augenblick an ihm gezweifelt hatte. Tausend Dinge waren zu besprechen. Ein Wirbel riß sie mit sich, ein Strudel, dem man nicht entkommen konnte noch wollte. Ihre jagende Sehnsucht trieb sie vorwärts.

Sie war, wie sie ging und stand, fortgelaufen. Es kam ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß sie in ihrem eleganten Reinigen-Kostüm zu dem ging, der sie nur im bescheidenen Föhnchen von Johanna Reichert kannte.

Als sie einige Zeit gelaufen war und stehenbleiben mußte, um den Herzschlag zur Ruhe zu bringen, überfiel sie der Gedanke, daß sie ja gar nicht seine Adresse wußte. Sie wußte nur etwas von Charlottenburg. Aber Charlottenburg, wo auch Felicitas wohnte, war groß.

Jemandem Einwohnernmeldeamt gab es ja. Aber wo war es? Und wieviel Büros würde sie durchlaufen müssen, wenn sie es dort überhaupt erfuhr? Eine häßliche Ernüchterung legte sich auf ihren überschwang.

Ihr fiel ein, daß Vorbed um diese Stunde unterwegs war, und daß sie in seinem Büro sicher die Adresse von Georg Dollingen erfahren mußte. Zu etwas mußte auch er gut sein. Und, was man dort von ihr dachte, war gleichgültig.

Sie trampelte vor zorniger Ungeduld mit den Füßen, als sie ein paar Minuten auf ein freies Auto warten mußte. Und dann fuhr der Wagen schleppend wie eine Schnecke — „Ah, wenn ich ihn lenken dürfte!“ Endlich kam sie doch an.

„Warten Sie!“

Sie mußte erst ein Dutzend Firmenschilder überprüfen, ehe sie entdeckte, daß das Büro im dritten Stock lag. Sie rannte zwei Treppen hinauf, entdeckte erst hier, daß es einen Lift gab, und fuhr empor.

Eine Türe stand auf und sie trat ein. Da die Klingel nicht zu funktionieren schien und auf ihr Klopfen niemand antwortete, betrat sie entschlossen das nächste Zimmer.

Herr Schädler hielt in seinem Gespräch mit dem Fräulein inne. „Sie wünschen?“

„Herr Dollingen —“, rief sie, noch atemlos hervor. Das Fräulein lächelte molant. „Bedaure, der Herr ist nicht anwesend. Nicht wahr, Herr Schädler?“

„Nein, wirklich, das kann ich beschwören.“ Auch er lächelte nun.

„Hier ist nichts zu lachen“, fuhr Tutta die beiden an. „Ich verbitte mir das. Ich will eine Auskunft.“

Herr Schädler bezwang sich sofort. „O, bitte, soweit wir dazu in der Lage sind —“. Die hübsche Dame schien ihn zu interessieren.

„Sie werden mir doch die private Adresse von Herrn Dollingen angeben können?“

Herr Schädler blätterte eifrig in einem Buch. „Krumme Straße 90, Charlottenburg.“ Er nannte die Fahrverbindungen und bemerkte erst im Satz, daß die Dame schon wieder draußen war. Der Mund blieb ihm eine Weile offen stehen.

„Wer kann das gewesen sein?“, fragte Fräulein Egenwein neugierig.

„Eine Schönheit — auf alle Fälle —“

„Wenn ich mich so anziehen könnte“, erwiderte das Fräulein spitz, „wäre ich auch schön.“ Die Puderquaste tanzte auf ihren Wangen.

Herr Schädler zuckte grinsend die Achseln.

Tutta fuhr bis zum Charlottenburger Rathaus und stieg dort aus. Unterwegs war ihr eingefallen, daß sie unmöglich im Auto dort vorfahren konnte, wenn es auch nur ein Mietswagen war.

Sie überquerte die Berliner Straße und entdeckte zu ihrer Freude das Straßenschild. Aber die Nummer? Welche Nummer war es doch gewesen? Sie hätte sie sich doch aufschreiben sollen. Ach, in ihrer Aufregung hatte sie den Zettel doch längst verloren.

In einem kleinen Weißwarengeschäft gab ihr eine junge Frau Bescheid. Tutta fing einen Blick unverschämter Neugier auf. Wußte man hier schon alles?

Als sie in dem halbdunklen Flur des bezeichneten Hauses stand, wußte sie schon, daß noch nichts gutgemacht war. Der Hauch des Unglücks lag an diesen braun gestrichenen, abgeblätterten Wänden. Ihr Mut sank.

Auf ihr Klingeln oben wurde ein rundes Guckfenster beiseite geschoben, dann öffnete sich vorsichtig die Tür. Man schien hier auf ungebetene Gäste gefaßt zu sein.

„Sie wünschen?“, fragte Malwine leise.

Tutta sah in ein verweintes, verblühtes Gesicht und wußte im gleichen Augenblick, daß die Schwester Georgs vor ihr stand. Sie wollte nach ihm fragen, aber da sie bemerkte, daß sich die benachbarte Flurtür vorsichtig öffnete, bat sie: „Darf ich nicht eintreten? Ich werde Sie nicht lange aufhalten.“

Malwine nickte und machte den Weg frei. Als der Besuch im Korridor stand, wurde die Tür wieder verschlossen. Sie vermutete eine Kundin und fragte:

„Sie kommen wegen einer Perlenarbeit?“

Tutta nickte schnell. Hier war ein Ausweg. So konnte sie den Anfang hinausschieben, den Übergang suchen und abwarten, ehe sie die entscheidende Frage tat. „Ja, es ist ja jetzt die große Mode.“

Malwine ging voran und öffnete die Tür zu dem Zimmer. Frau Dollingen saß auf dem Sofa, eine Brille auf der Nase, und stopfte einen Strumpf, von dem sie nur flüchtig aufblickte.

„Eine Kundin, Mutter. Die Dame will eine Arbeit. Eine Tasche, nicht wahr?“ Sie wandte sich an Tutta, die verlegen, wie nie in ihrem Leben, da stand.

Die alte Frau warf ihr einen fast argwöhnischen Blick zu und machte Anstalten, sich zu erheben.

„Bitte, bleiben Sie!“, bat Tutta fast flehentlich. „Hier ist ja ein Stuhl.“ Wieviel Kälten die alte Frau

hatte! Wieviel Angst und Sorge war da eingegraben!

Malwine zeigte Muster. „Ich habe sie selber entworfen, allerdings in Anlehnung an ältere Vorbilder. Wir hatten ja genug davon bei uns zu Hause in Dorpat.“

In Dorpat —, wiederholte Jutta sinnend. Georg Dollingen hatte oft genug von seiner Heimat erzählt.

„Wie meinen Sie?“ fragte Malwine verwundert. „Nichts. Ich kenne einen Herrn, einen Balten, freilich aus Riga. Es sind ja jetzt so viel Balten bei uns.“ Fast hätte sie losgeweint. So viel Traurigkeit lag in diesem Zimmer.

„Ich nehme also die Tasche mit dem Georginenmuster. Wie teuer ist sie?“

Malwine nannte den Preis, dem sie gleich zustimmte. Sie fühlte, daß ein Erstaunen in der Luft lag: wahrscheinlich kam es nicht so oft vor, daß Kundinnen den Preis, ohne zu handeln, anerkannten.

„Darf ich fragen, wer so freundlich war, mich bei Ihnen zu empfehlen?“

Jutta stand auf. Nun mußte sie wohl gehen. „Wer es war?“ Sie suchte nach einem Ausweg.

„Nun, Sie brauchen ihn natürlich nicht zu nennen. Ich begreife, daß das manchen Damen unangenehm ist.“

Frau Dollingen hatte den Strumpf weggelegt und die Brille abgenommen. Als Jutta in die großen Augen sah, die die Augen Georgs waren, sagte sie mit jähem Entschluß: „Ich will ehrlich sein. Ich kam eigentlich aus einem anderen Grunde hierher —“

Die beiden Frauen starrten sich stumm an. Jutta fühlte Feindschaft in ihren Blicken aufsteigen. „Wo ist Georg Dollingen?“ fragte sie mit allem Aufgebot ihres Mutes.

Das Schweigen hielt an. Es wurde gleichsam dichter, drohender. Es wuchs. Und das schnelle Ticken der kleinen, lächerlich kleinen Wanduhr betonte die Stille noch mehr.

Jutta wandte sich zu der alten Frau, die unwillkürlich, wie in einer Abwehr, die Hände erhob. „Sie dürfen nichts Falsches von mir denken. Ich komme nicht aus Neugier. So niedrig müssen Sie mich nicht einschätzen. Ich würde mich selber verachten.“

„Weshwegen kommen Sie denn?“ fragte die Mutter bitter. „Meinen Sie, wir hätten in dieser Zeit die Menschen nicht genugsam kennengelernt?“

Jutta sah an ihr vorüber. „Ich habe ihn gekannt“, antwortete sie mit zitternder Stimme, die allmählich Festigkeit gewann. „Ja, ich habe ihn gut gekannt. Und nun frage ich: wie steht es mit ihm?“

Ehe die alte Frau etwas sagen konnte, trat Malwine hinzu. „Es hat doch keinen Zweck, etwas zu verheimlichen, Mutter. Das ganze Haus weiß es ja, die ganze Straße, vielleicht die ganze Stadt. Die Dame kann es ja überall erfahren.“ Sie wandte sich Jutta zu. „Mein Bruder sitzt im Untersuchungsgefängnis.“

Jutta fühlte, wie alles Blut aus ihrem Gesicht wich. „Großer Gott!“, stammelte sie.

„Wundert Sie das? Wußten Sie es wirklich nicht?“

Jutta starrte sie an. „Man hat ihn nicht freigelassen?“

Frau Dollingen erhob sich. Sie stand, an den Schrank gelehnt, aufrecht, leblos, starr wie eine Bildsäule. „Woher kannten Sie ihn?“ fragte sie streng — wie ein Richter, empfand Jutta.

Ratlos blickte sie um sich. Nie war hier ihr Name erklingen. Georg wußte ja nicht einmal ihren Namen! Erst jetzt wurde ihr das bewußt. Sie fühlte Schuld auf sich wuchten.

„Woher kannten Sie ihn?“ fragte die unerbittliche Stimme der alten Frau wieder.

Sie zwang sich zur Klarheit. Ich muß antworten — aber was? Alles kann ich hier doch nicht erklären — mein zweites Leben, in dem ich mein Menschentum vor Erstarrung wahren wollte — was soll ich davon erzählen? Sicherlich hatte er nicht einmal von Johanna Reichert gesprochen. Er sah nicht aus, als ob er von seiner Liebe berichtete. Aber die alte Frau drüben wartete und wartete. Endlich fand sie einen

Ausweg. „Ich lernte ihn durch Herrn Vorbeck kennen. Ja, dort . . . und dort hörte ich auch von diesem Entsetzlichen . . .“

Die Mutter löste sich von dem Schrank und setzte sich wieder. Ihre Augen schienen den feindlichen Ausdruck verloren zu haben.

Angstlich betrachtete Jutta sie. Sie betrachtete ihr abgetragenes Kleid, die runzeligen, abgearbeiteten Hände — sie sah Malwines vergräutes Gesicht und ihre Perlenarbeiten, und sie schämte sich plötzlich ihres eleganten Kostüms und ihrer Platinfette.

Auch Malwine hatte sich, wie aus Erschöpfung, niedergelassen. „Ich begreife nicht, wie er dazu gekommen ist. Wenn er noch Schulden gehabt hätte!“

„Es gibt nur eins, was er uns verschwiegen hat“, lehte die Mutter hinzu. „Nur eins —.“ Und sie starrte Jutta an.

„Was meinen Sie“, fragte sie eingeschüchtert. Ihre Seele war wie ein verflatterter Vogel.

Die alte Frau senkte die Stirn. Mühsam brachte sie heraus: „Eine Frau. Ein Mädchen. Was weiß ich?“

Jutta fuhr zusammen. Wieder dachte sie an seinen ungeligen Satz von dem Verbrechen, das er für sie — für sie — begehen könne. Und um ihre eigenen Erinnerungen zu verschonen, diese furchtbaren Gespenster, rief sie laut: „Aber Sie glauben doch nicht auch, daß er das getan hat?“

„Man hätte ihn sonst nicht festgehalten. Begreifen Sie das nicht? Wir sind hier nicht in Rußland.“ Das wiederholte sie ein paarmal: „Wir sind hier nicht in Rußland.“

Jutta begriff, daß sie sich störrisch und eigenfönnig in ihren Schmerz verbiß. Mein Gott, wieviel Unglück gab es doch!

Sie fand nicht den Mut zu einer Widerlegung, sie preßte die Lippen aufeinander und sah ratlos vor sich nieder. Nach einer Weile flüsterte sie: „Ich darf mich doch wieder sehen?“ Es klang wie die demütige Bitte eines müden Kindes.

„Kann man denn nichts für Georg tun?“, fragte sie aus ihrer Not heraus. Sie hatte „Georg“ gesagt.

Die Blicke der beiden Frauen brannten auf ihr. Nun hatte sie ausgesprochen, was sie bis dahin verschwiegen hatte. Ohne ihren Willen war der Name auf ihre Lippen gekommen. Nun mußte sie weiter sprechen. „Ich glaube an ihn“, sagte sie fest.

Malwine näherte sich ihr. „Was wissen Sie denn von ihm?“

„Was ich von ihm weiß?“ Ein träumerisches Lächeln verklärte ihr Gesicht. „Wie Sie fragen?“

„Warum glauben Sie denn an ihn?“

Da richtete sie sich auf, mit dieser kurzen energischen Bewegung, die ihr eigen war. „Es ist keine Laune. Ich liebe ihn.“

Wieder kam dies Schweigen. Aber es lastete nicht mehr. Es preßte nicht das Blut in den Adern zusammen wie vorhin.

Plötzlich fühlte sie Malwines Hand auf ihrer Schulter. Sie tastete darüber mit einer scheuen, suchenden Gebärde. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Mein Bub sitzt froh auf meinem Schoß,
Erzählt von lust'gen Dingen.
Es quält der kleine Gerne-Groß,
Ich soll ein Liedchen singen!
Ein Lied von Wolf und Jägermann,
Ein Märchen von Frau Holle.
Auch Max und Moritz kommen dran
Und manche and're Rolle.
Geseßelt schaut sein Augenpaar,
Begeistert glüh'n die Wangen.
Ja, ab und zu ruft er Hurra!
Und zittert vor Verlangen.
So hab' auch ich gestaunt, gelauscht,
Als Mutter mir gelungen.
Doch das, was mir verwehrt, vertraut,
Heut klingt es meinem Jungen.

Karl Frits Illmer.

Frühling im Ampermoos.

Von Walter v. Nummel.

Frühling in jenem Ampermoos, das unterhalb des Ammersees und seiner nördlichsten Siedelung Stegen sich breit zwischen Hügel und Wald bis zu Kloster und Kirche von Grafrath dehnt. Ringsum sind Geschichte und Sage lebendig. Von Süden, woher die warmen Frühlingslüfte kommen, grüßt der heilige Berg von Andechs herüber. Nordwärts gleich hinter uns, über Amper und Dorf Wildenroth, stand auf hoher Hügelkuppe eine das ganze Tal beherrschende Burg. Kein Stein ist von ihr verblieben, der Wald hat wieder Besitz vom früheren Walde genommen, erstes, lichtgrünes Buchenlaub spannt sich freundlich über blaue und weiße Anemonen. Damals aber, als auf dieser verschwundenen Burg noch ein mächtiges Grafengeschlecht saß, als dort fern im Osten auf Berg Andechs noch kein frommes Kloster, sondern ebenfalls eine wehrhafte Burg stand, war wohl auch noch kein Moos im Grunde da. Frei und frisch fluteten die Wellen des Sees bis dorthin, wo sich heute die Grafrather Brücke über die Amper schwingt. Alter Seeboden ist unter ganzes Moos! Ein Stück Erde, das den Anwohnern das ganze Jahr über nicht großen Nutzen bringt, nur daß der Bauer hier im Herbst das Schilf sich zur Stallstreu mäht. Dafür aber bietet das Moos in der trockenen Zeit allem Wilde, das vom Hügelwalde heruntersteigt, dem Reh, dem Hasen, dem Fuchs gute Unterstände und schöne Ruheplätze. Zu seinem ureigentlichen Leben und Dasein jedoch erwacht es immer erst dann, wenn es sich zu dem verwandelt, was es früher einmal gewesen, wenn es wieder zum weithin wogenden See wird, der, durchpulst von seiner starken Lebensader, der tief und wasserreich daherschlutenden Amper, vom Hügel bis zum Walde sich erstreckt.

Wann sich das ereignet? Das kann das ganze Jahr hindurch immer einmal sein und immer nur dann, wenn schwere Wolkenbrüche und langer Landregen den Ammersee zum Austreten bringen. Zumeist aber wird es im Frühling so sich geben, besonders in Jahren, wo die Schneeschmelze in den Bergen, durch warme Frühlingsregen noch beschleunigt, rasch und reichlich vor sich geht. Dann steigt die Amper bald über ihre Schilfsüfer. Die Gräben, die als dunkle, stille, schwer verwachsene Rinnsale das Moos seiner ganzen Länge nach durchziehen, schwellen an, bekommen Fluß und Leben, senden ebenfalls die Wasser, die sie nicht mehr fassen können, über ihre Ufer. Wo gestern noch Land war, ist heute überall ein See. . . . Längst ist alles Wild vor dieser plötzlichen Sintflut in den Wald zurückgegangen. Nur die Wasservögel sind geblieben und fühlen sich wohl. Enten der verschiedensten Gattungen, die Rohrdrommel und Möwen, Tausende von Möwen, die blütenweiß auf dem gärtlichblauen Grunde des flimmernden Firmamentes daherschweben. Die Wasser aber steigen und steigen. Da kommen sogar die vielen Möwen in schwere Nöte. Nicht für sich und ihr eigenes Leben, doch für das ihrer ganzen Nachkommenschaft. Denn mitten im Moos haben sie leichtsinnig zu brüten begonnen. Da sie aber keine Lützen schon ein wenig kannten, haben sie sich kleine Erhöhungen und Grasbüschel ausgesucht, haben darauf noch fleißig Schilfbalm auf Hals gesalbt und hier fein säuberlich ihre Eier gelegt. Aber Nacht wurde dann der kleine Aufzuchtgarten für die kommende Brut zu einer Art Wasserburg, ringsum wandert die Welle. Steigt der nasse Segen nun nur eine Hand noch höher, so flutet er über Grasbüschel, Nest und Ei. Recht anstandslos sitzen daher die Möwenmütter da, brüten aber dennoch pflichtgetreu weiter, sorgen sich und spähen, ob denn nicht endlich, endlich die Wasser um Sieben kommen möchten.

Anderen Bewohnern des großen neuen Sees kann die steigende laue Flut gar nicht hoch genug anschwellen, allen den Schuppenträgern und Flossenwebern, die aus der Amper und ihren Moosgräben herausgeklüffert sind, den langgestreckten, raubblütigen Sechten, dem lumpigrauen, frommen Karpfen und pflanzenartigen biedereren Schleien, dem silbern schimmernden Geschlecht aller Weißfische. Das zieht und wandert, blüht und blüht alles auf freudige Entdeckung durch das neuerstandene Wasserreich zuerst lunterhant durcheinander, scheidet sich jedoch bald ordnungsliebend nach Gruppen und Arten, Secht steht zu Secht und Karpfen zu Karpfen, Weltvergessen und allem, was sie sonst bewegte, gänzlich entrückt, feiern sie hier alle das große Hochzeits- und Liebesfest des Jahres, fleben emsig Millionen von Eiern an die geduldrigen Wassergläser, unermüdet läßt der Milchner den befruchtenden Samen über den Laich hintrinnen. In wenigen Wochen wird es hier dann wimmeln von unzähligen Bruttsischen. Nicht alle werden sie groß und alt werden, allzu viel der Gefahren birgt schon das eigene Element. Sind sie aber weiter herangewachsen, so holt sich der Eisvogel, die Möwe, der Reiher, von oben herabstehend, holen sich sämtliche andere Wasservögel ihren nicht gerade bescheiden bemessenen Beuteanteil.

Doch allen jenen Fischen, die da Glück haben, wird in dem großen, neuen See eine schöne, sorglose Kindheit beschied. Überall Nahrung und Speise, überall Spielplätze und Vergnügung. Große Flächen, mit Grasbüscheln, Binsen und allerhand anderen Wasserpflanzen durchwachsen; Schilfwälder, die sich in alle Ewigkeit zu dehnen scheinen; teichartige, breite und tiefe Tümpel, voll von Käfern, kleinen Krebsen und allerhand Larven, Fliegen die schwere Menge; ein ständiges Tischnes-ded-dich ringsum. Große, breite, flach auf dem Wasser aufliegende Blätter gewähren besten Sonnenschutz. In ihren Schatten ist es viel dunkler und geheimnisvoller als unter den hohen, dichten, auch schon von der Flut umspülten Birken am Moosrande.

In all der weichen Wasserbläue, die sich weithin breitet, schimmert es plötzlich schneelig auf wie vorher der Himmel vor lauter hastenden Möwenstößen. Seerose an Seerose badet ihr schönes Haupt in dem milden Naß. Sicher und geruhlos lebt sie ihr stilles, verträumtes Blumenleben von allem Anfang bis zum Ende. Denn die Menschen da draußen ahnen ja nichts von ihrem Vorhandensein. Zu tief sind die Gräben, die Tümpel und Löcher, zu weich und brüchig der schwache Boden. Und wollte gar einer schwimmend versuchen, sich ihnen zu nähern, er würde von ihren eigenen langen Stengeln, vom Gewirr der anderen Pflanzen bald an Armen und Füßen gänzlich umstrickt sein. Fort ihr begehrligen Augen und Hände! Schutzfriede hier überall. Das ist gut so und ist auch notwendig. Denn es gäbe noch vieles zu sehen, zu brechen und mitzunehmen. Neben den weißen die gelben Seerosen, viel schlanke Schwerthilien, andere Blumen und Blüten, Pflanzengebilde abenteuerlichster Formen und Farben. Mit tropischer Fülle wächst und wuchert das durcheinander, ganz wie in einem indischen Teiche. Und immer wieder da und dort ein Fisch, der behaglich durch die freundliche Wildnis hindurchschwänzelt, ein Frosch, der hindurchrudert oder auf einem großen Blatte, einer Mücke harrend, verastet.

Woher ich selbst das alles so genau wissen und haarklein erzählen kann, wenn doch der Eintritt in dieses unwahrscheinliche Paradies durch alle möglichen Gruben und Fallstricke jedem Sterblichen verwehrt ist? Weil ich der einzige war, der in dieser Gegend auf der Amper ein Flachboot besaß, das dann bei steigender Flut vom Flusse mitten in die überschwemmung hineinglitt. Zuerst sehr zum Entsetzen und unter lauten Protestschreien der brütenden Möwenmütter. Kreischend hasten sie auf mich nieder, stießen mir so nahe an Kopf, Gesicht und Auge heran, daß ich sie fast mit den Händen greifen hätte können. Hunderte und Hunderte von Möwen. Wie ein winterliches Schneegestöbe im warmen Frühling, ein Haß von großen Riesenlöwen, sah es sich an. Aber nachdem ich einige Male an den Rastern vorbeigefahren war und nicht ein einziges Ei gestohlen hatte, söhnten die Vögel sich bald mit mir aus und nach wenigen Tagen waren wir schon gute Freunde geworden. Die Reiher hoch über mir im Blauen hörte ich überhaupt nicht in ihren juchenden Kreisen und Jagdflügen. Auch die Seerosen, die Schwerthilien ließ ich zur Freude kommender Tage ruhig stehen. Die hin- und herwandernden Rudel der Fische aber hielten das langsam vorwärts gleitende Boot zumeist für einen treibenden Baumstamm und kümmernten sich nicht viel darum. So bin ich in meinem Wasserparadiese ein guter Sachwalter gewesen und niemand konnte beim Schöpfer über mich Klage führen.

Mit der einzigen Ausnahme der alten, schweren Amperkarpfen. Diese vorsichtige Gilde bekam man das ganze Jahr nicht zu Gesicht, in Tiefen von vier und fünf Meter lebten sie dahin und hielten sich unter überhängenden Ufern, unter Tang und Wassergras verborgen. Jetzt aber paradierten sie in all ihrer verlockenden Fülle. Gewaltige Kumpare mit 10, 15 und 20 Pfunden waren darunter. Ihnen wurde der Krieg in aller Form erklärt. Ein Fahrer und ein Fischer im Boote. Der Fahrer bewegt mit Stange oder kurzer Ruderpaddel den Rachen lautlos vorwärts, der Fischer hält vorne am Bug Ausschau, mustert jedes Grasbüschel und jedes Wasserpflanzenbüschel, bis er einen der großen Gefellen erblickt. Mit rascher Bewegung stößt er ihm sodann sein Netz, einen zu diesem Zweck gefertigten „Bären“ über Kopf und Schweif. Der erschrockene Fisch kößt wuchtig in den Neßsack, zappelt und schlägt nun goldnen in der Luft herum. Nicht jeder. Der und jener entkommt, reißt rasch wie ein Hase aus, hinterläßt in der Wasserwiese eine tiefgepflügte und weitgeschweifte Furche. Rasch ihr nachgefahren, bis man zum nächsten Versteck des Karpfens gekommen ist. Hier wiederholt sich das alte Spiel. So manches bemooßte Haupt fällt dem Netze anheim. Aber noch viel mehr verbleiben in dem großen See und im Herbst wimmelt es nur so von Jungkarpfen, daß man viele Gewässer damit bevölkern könnte.

Frühling im Ampermoos. Wenn der Faulbaum in schwerer weißer Blüte steht, wenn die weißen Möwen und weißen Seerosen über die blauen Wasser sich heben, dann

Auch für das sonst so ärmliche Moos die hohe Zeit des Jahres gekommen, ist es zu einem Wunderland geworden, das mit Schönheit über Schönheit reich ausgestattet wurde. Sucht auch ein Boot, steht es euch selbst mit eigenen Augen an!

Angeschossen?

Von Hugo von Höller.

Aus meiner Jugendzeit sind mir zwei Jagdunfälle in Erinnerung geblieben, die ich in Pommern miterlebte, bevor ich ins Ausland ging. Einer meiner Freunde, ein guter und vorsichtiger Schütze, hatte auf einer Hochwildjagd das Mißgeschick, daß eine von ihm abgeschossene Kugel an einem Baum ricochetierte und einen weit außerhalb der Schußlinie tätigen Mann tödlich traf. Obgleich der Schütze völlig unschuldig an diesem bösen Zufall war, hat er doch sein Leben lang schwer daran getragen. Ein anderes Mal war ich Zeuge, als auf einer Jagd ein Treiber durch einen Schuß mit grobem Schrot nicht unerheblich verletzt wurde.

Diese beiden Unglücksfälle, die ich nie vergessen konnte, haben, neben den vielen Ermahnungen meines Vaters zu größter Vorsicht beim Schießen, dazu beigetragen, mich, wenigstens im Anfang meiner Jägerlaufbahn, geradezu ängstlich zu machen bei Abgabe eines Schusses, besonders wenn ich mich in Gesellschaft befand. Ich wurde in so hohem Grade vorsichtig, daß ich häufig zu spät abkam, weil ich immer mich erst überzeuhte, daß mein Schuß keinem menschlichen Wesen gefährlich werden konnte. Wo schnelles Schießen absolut erforderlich war, wie z. B. auf Belaschinen, jagte ich am liebsten ganz allein. Das hatte übrigens auch das Gute, daß niemand sah, wieviel Dugend von Patronen ich verpulverte, um schließlich ein paar Belaschinen nach Hause zu bringen. Ich entfinne mich einer größeren Treibjagd auf einer Besitzung in Pommern, zu der ich als Leutnant eingeladen war. Es wurde hier ein Treiben aus Kaninchen eingelegt und zwar in einem sehr beschränkten, für Kaninchen umgraben und ummauerten Jagd. Kaninchen gab es massenhaft, die rege gemacht von einer Einfahrt zur anderen mit ungeheurer Geschwindigkeit flühten. Dazwischen immer und überall Treiber, Treiber und nochmals Treiber. Ich habe in dem ganzen Treiben nicht einen Schuß abgegeben nur aus Angst um die Beine der Treiber. Abgesehen wurden hier von einigen Hundert Kaninchen nur etwa ein Dugend zur Strede gebracht.

Erst in späteren Jahren habe ich gelernt, schnelles Schießen mit der nötigen Vorsicht zu vereinigen. Aber lange, nachdem ich mir einbilden durfte, dies wirklich erreicht zu haben, trieb Göttin Diana doch einmal mit mir eine drollige Pöffe. Ich sollte nämlich gleich zwei Menschen auf einmal angeschossen haben! Wenn auch die ganze Geschichte von Anfang an nicht den Anschein eines ersten Jagdunfalles hatte, so ärgerte ich mich doch mächtig darüber, daß ausgerechnet auf mich ein Verdacht fallen konnte Menschen angeschossen zu haben.

Es war auf den Steppen in der Umgegend von St. Stefano am Maranara-Meer, wo alljährlich im Herbst, wenn die Wachteln aus allen Ländern Europas aus ihren Jagen nach dem fernen Süden an den Ufern der orientalischen Meere rasteten, sich ein ungeheurer Jagdbetrieb entwickelte. Leider waren nur wenige wirkliche Jäger unter diesen Hunderten und Tausenden von schießenden Menschen, die sich aus allen Klassen des Volkes zusammensetzten. Anschließen und angeschossen werden war an der Tagesordnung: es gab wohl keinen Hund mehr, der nicht schon Schrot bekommen hatte. Ich persönlich habe jahrzehntelang einige Schrotkörner unter der Haut getragen als Andenken an die Jagdzeit in St. Stefano. Glücklicherweise wurde, da kein anderes Bild, als Wachteln, in Frage kam, fast ausschließlich mit allerfeinstem Schrot geschossen, so daß, wenn es nicht auf zu nahe Entfernung geschah, das Angeschossenwerden keine allzu schweren Folgen nach sich zog. Es gab aber auch Strolche unter den sogenannten Jägern in St. Stefano, die das „Sich-anschießen-lassen“ gewerbsmäßig betrieben. In einer „günstigen“ Saison konnten sie sich den Lebensunterhalt für den ganzen Winter „anschießen“ lassen.

Ich jagte in der Gegend von St. Stefano. Mein Hund fand und stieß auf Kommando eine Wachtel heraus. Ich schoß, die Wachtel fiel. In demselben Moment sprangen zwei Kerle hinter einem in der Steppe vereinzelt liegenden Dornstrauch hervor, der allerdings in der Schußlinie, aber auf mindestens 80 Schritt Entfernung gelegen war, so daß eine ernste Verletzung mit dem feinen Schrot garnicht in Frage kommen konnte. Sie schrien und schimpften aber fürchterlich, hoben sogar die Flinten und zielten auf mich. Sofort stand ich still, steckte eine Patrone mit ganz grobem Schrot in den abgeschossenen Lauf, schlug auf sie an und rief: „Gewehr weg!“ Sie gehorchten zwar, klagten aber nun so jämmerlich, daß ich es doch für möglich hielt, ihnen Genugthuung, bezw. Schmerzensgeld schuldig zu sein. Ich ging

also auf sie zu, um mich von ihren Verletzungen zu überzeugen. Der eine behauptete, seine ganze Brust sei voll von Schrot. Sonderbar erschien es mir nur, daß in seinem Gesicht nicht ein einziges Schrotkorn saß. Der andere wollte angeblich an den Beinen verwundet sein. Ich verlangte, die Verletzungen zu sehen, aber die Männer lehnten es ab, sich zu entkleiden. Mein Kutscher, ein braver Grieche, hatte von weitem gesehen, daß hier etwas vorgefallen war, und kam mit meinem Wagen herangesagt. Er war dagegen, daß ich den Leuten auch nur einen Pfennig gäbe, schlug vielmehr vor, zur nächsten Polizeistation zu fahren und dort die Angelegenheit untersuchen zu lassen. Darüber entspann sich ein heftiger Streit, der in Tätlichkeiten auszuarten drohte. Die „Angeschossenen“ wollten mit der Polizei nichts zu tun haben. Ein mir näher bekannter Jäger, ein Italiener, kam dazu. Er sagte, die Kerle wollten doch nur einen Batichlich herauschlagen. Ich sollte, um allen Weiterungen vorzubeugen, jedem von ihnen einen Medjibieh (etwa 3.— Mark) geben und sie zum Teufel jagen. Das schien auch mir das Gegebene. Denn es war mir peinlich, als einer der angesehensten Jäger von Stefano wegen Anschleißen in Untersuchungen usw. verwickelt zu werden. Ich zahlte also zwei Medjibieh und hielt die Sache damit für erledigt. Aber: Gibt man dem Teufel den kleinen Finger, so will er gleich die ganze Hand! Auch meine „angeschossenen“ Freunde dachten wohl so. Denn einige Tage später erschienen sie im Vorgarten der von mir bewohnten Villa in St. Stefano und verlangten weitere Zahlung für angebliche Doktor- und Apothekerkosten. Als ich die Vorlegung der Kostenrechnung verlangte, wurden die Kerle maßlos ausfallend und machten Miene, mich anzugreifen. Wenn sie aber glaubten mich einschüchtern zu können, so hatten sie sich doch stark geirrt. Denn nun hörte bei mir der Spaß auf. Ich pfiß meine beiden sehr bissigen Hunde herbei und bediente mich außerdem nachdrücklich meines Spazierstocks. Jetzt waren beide in der Tat verletzt. Aber trotzdem verließen sie fluchtartig meinen Garten, und ich hörte sie nur noch sagen: „Diesmal ist es nicht geplatzt!“

Ein unbekanntes Lönsgedicht.

Daß der Hebedichter Hermann Lönz auch eine Zeitlang in der Pfalz gelebt hat und in Kaiserslautern als Schriftsteller der Pfälzischen Presse tätig war, ist weniger bekannt geworden als seine spätere Tätigkeit in Niederlahn. Und so ist auch ein kleines Gedicht aus jener Pfälzer Zeit kaum an die Öffentlichkeit gedrungen, das der junge Dichter 1881 in Neustadt a. d. Haardt verfaßte und an seine Braut — jenem „schwarz-braunen Mädel, das er so gerne mit Liebern überschütten wollte“ — sandte. Es sind die folgenden wundervollen Verse:

Pfälzer Herbst. (Pfälzer Herbst.)

Ich steh' auf rotem Sandsteinbruch
Am alten Apfelbaum;
Nach Norden zieht mit wildem Flug
Mein tiefster Herzenstraum.
Des Herbstes letzter Sonnenstrahl
Der Berge Seiten küßt,
Ich ach! es laun, im Feimetal
Mein fernes Denken ist.

Der Weinstock prangt am Bergeshang
Von gelben Trauben schwer,
Der Winger Schrei und Lustgesang
Klingt jubelnd um mich her;
O frohe Pfalz, in meinem Bild
Erscheinst Du trüb und grau,
Wo Du nicht bist, da ist kein Stad,
Du kleine, blassie Frau.

Manch Kopf voll dunkler Lodenpracht
Winkt mir verheißend zu,
Es fragt manch' Auge schwarz wie Nacht:
„Warum bist einsam Du?“
„Kuß and're, schöne Pfälzerin,
Dein Glutbild fällt auf Sand,
Ich bin mit Denken, Herz und Sinn
Im fernen Wesserland ...“

Du kleine Frau, das Weihnachtsfest
Besucht mir Deinen Ring,
Ich haue Dir ein weiches Nest,
Wenn Ostern schlägt der Fint.
Ich weiß ein Häuschen weinumkränzt
An steiler Bergeshang;
Wo mir Dein kluges Auge glänzt,
Da ist mein Heimatland.